

# Selbsterkundung im All – gelungen

## Premiere der Kammeroper „Solaris“ in der Concordia

Von unserem Redakteur  
Arnulf Marzluf

Etwa in der Mitte der Solaris-Erzählung von Stanislaw Lem begibt sich der Wissenschaftler Kelvin in die Bibliothek der Raumstation und liest in alten Dokumentationen über Erscheinungsweisen des Ozeans, der aus einer unbekannt Substanz besteht. Es ergießt sich ein Strom an visuellen und akustischen Phantasmagorien, die weit zurückgreifen auf die überwältigend farbenprächtigen Bilder der Apokalypse, auf das erhabene katastrophale Spiel aufschießender und schon in der Bildung gleich wieder zerfallender Formen: „Aus den unsichtbaren Tiefen dröhnt anwachsendes Brausen, Gebrüll: wie durch Atemzüge einer Agonie ausgestoßen, reibt sich die Luft an den zusammengeschrumpften Engpässen, schnarcht und orgelt donnernd in den Durchlässen ...“

Von „geometrischer Symphonie“ ist die Rede, vom Spiel mit Bauformen von Babylon bis zur Gotik. Ineinander laufen biomorphe, amorphe und tektonische Gestaltungen. Kelvins Lektüre, eine faustische Szene abendländischer Gelehrsamkeit, wirkt wie halluziniertes Gehirnkino, und mit den Bildern werden viele Sehnsüchte und Ängste aufgerufen, die die Geschichte unseres Geistes – oder sollte man besser sagen: des Bewusstseins – begleiten.

Allein schon wegen dieser Szenen drängt der Stoff zu musiktheatralischer Verarbeitung, ob daraus nun eine Oper oder ein Film gemacht wird. Denn die Musik scheint bei der Beschreibung des Ozeans über ein effektiveres Instrumentarium als ihre Musenschwestern zu verfügen, um solche phantastischen Gestaltungsprozesse zu inszenieren. Und es gelingt erst der neuen Musik, das volle Spektrum solcher Imaginationen auszuschöpfen, die Ambivalanz von paradiesischem Glanz und Katastrophe, von Wunderbarem und Fürchterlichem, von Erhabenem und Bedrückendem zu realisieren. Es sind vor allem die synthetisch erzeugten Klangfelder, die Ferne und Unendlichkeit suggerieren, die kalte Macht des Überindi-

duellen. Michael Obst verschleift in der Kammeroper „Solaris“, die er für die Inszenierung in der Concordia neu eingerichtet hat, Instrumentalklänge von Violine, Cello, Flöte und Blechbläsern mit elektronischem Sound. Es sind zwei Pole; die mal unvermischt in Erscheinung treten und mal raffiniert so verschmelzen, dass die Instrumentalgruppe synthetisch klingt und die Elektronik instrumental.

Die Musik übernimmt den fundamentalen Part des Ozeanischen, seine formenden schwingenden Prozesse zum Beispiel nach dem EEG des Gehirns von Kelvin und der Bestrahlung des mysteriösen Gebildes. Überirdisch verfremdet, dass einem das Blut in den Adern gefriert, der Schrei von Kelvins wieder erschienener Frau Harey, nachdem sie in die Rakete verfrachtet und ins All geschossen wurde.

Irdisch menschlich hingegen die Ariosi der Gesangssolisten oder die Instrumentalsoli etwa der Flöte. Aus dem Raum drinnen und dem Eindringen der fremden Welt komponiert Obst einen verschachtelt mehrdimensionalen Klangkosmos von intim humaner Nähe, in der die Personen agieren, von absurder Kommunikation mit dem zugleich nahen wie unendlich fernen Ozean und von seinen fremdartigen unentschlüsselbaren Signalen.

Eine gigantische Welt für die kleine Concordia, eher an die „Arte Povera“-Ausstattung des Tarkowski-Filmes erinnernd als an jenes optimistische Glamour-Design eines Science-Fiction-Streifens aus Hollywood. Und doch gelingt es der Inszenierung von Freo Majer, unsere Einbildungskraft im Sinne des Stoffes zu beflügeln. Silke Kosbü und Jan Meyer (Kostüme, Bühnenbild) drittelten den Raum, setzten die Musiker verdeckt hinter die Bühne, die sich über die ganze Länge der Concordia erstreckt und eine Raumkapsel sowie zwei weitere Aufenthaltsorte der Solarisstation umfasst. Einer dieser Orte ist Sartorius (Günter Groß, eine Sprecherrolle) vorbehalten, ein konsequenter Forscher, der seine von wenigen Skrupeln belastete Haltung offenbar mit zwei



Karsten Küsters als Snaut, Irina Wischnizkaja als Harey und George Stevens als Kelvin in „Solaris“.

Foto: Jörg Landsberg

ihn absurd belästigenden bis bedrückenden Frauen bezahlen muss. Karsten Küsters ist Snaut, ein kühler Realist, der die prekäre Situation mit unverblümter Wahrheitstreue und leisem Zynismus auf emotionale Distanz hält. George Stevens (Kelvin) als dritter Charakter ist Neuling in der Station und somit noch von irdisch geprägter Emotionalität. Hareys Erscheinung, die Irina Wischnizkaja beinahe hoheitsvoll keusch wie eine eigentlich Unberührbare aus der Welt der Aliens spielt, bindet zunehmend Kelvins Gefühle und verstrickt ihn in die Illusion, es nicht mit einem Surrogat seiner ehemaligen Frau, sondern mit einem wirklichen Menschen zu tun zu haben. Auch Gibarian (Armin Kolarczyk), der sich umgebracht hat, verwirrt Kelvin, als er wieder erscheint. Die die Gegenwart beunruhigende Frage, was

den Menschen eigentlich ausmacht und zum Subjekt in seiner Welt, also was ihn von seinen automatisch ablaufenden Funktionen und Lernprozessen ernsthaft unterscheidet, wird gerade in der Engführung von irdischem Menschen wie Kelvin und dem synthetischen Wesen, das zunehmend „irdischer“ wird, zugespitzt.

Der Ozean spiegele unsere seelisch-geistigen Monstrositäten, heißt es im Libretto an einer Stelle. Die Erforschung des Ozeans als moderne Wissenschaft, so folgt Michael Obst dem Autor und Forscher Lem, gehorcht unserem alten Weg der Selbsterkundung, und das Ganze tendiert zum gigantischen psychologisch-technologischen Experiment mit ungewissem Fortgang und bedrückenden Aspekten. Stevens und Küsters meistern die Hauptlast des Dramas auf den

wenigen Quadratmetern und knapp vor den Nasen des Publikums. Ihnen gelingt es, den Figuren jene Menschlichkeit und Unmittelbarkeit zukommen zu lassen, die nötig ist, um die Geschichte aus der Perspektive des Menschen auch erleben zu lassen. Küsters hintergründiger Humor und Stevens' emotionale Engagiertheit basieren auf charakteristischen Vokalpartien, so die Parlandi von Küsters oder die lyrischen Partien während der Liebesbekundungen zwischen Stevens und Harey.

Die Oper geriet musikalisch aus einem Guss, trotz Kommunikation über Monitore dank Stefan Klingeles erfahrener musikalischer Leitung und dank der versierten Ausführenden der komplexen Partitur durch die Mitglieder der Bremer Philharmoniker. Der Beifall wollte kaum enden.